



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zurück und sah finster vor sich hin. Franz lag halb ohnmächtig vor Wut und Schmerz auf der Bank. Lucie kühlte ihm das zer Schlagene Gesicht und sprach leise auf ihn ein. Auch die Kunden verhielten sich still. Es lag an diesem Abend über allen wie Gewitterschwüle.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die nationalökonomischen Fortbildungskurse, die vom Evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin vom 10. bis zum 20. Oktober veranstaltet wurden, haben bei der Mehrzahl der Teilnehmer gewiß einen tiefen Eindruck hinterlassen. Mag auch der Gewinn nicht ohne weiteres greifbar sein und sich nicht in bare Münze umsetzen lassen, wie dies bei den medizinischen Fortbildungskursen der Fall ist, so wird doch der Einfluß der Berliner Vorlesungen, die beinahe das Collegium maximum der Universität füllten, sicher tief und nachhaltig sein. Das positive Wissen, das der einzelne mit fortgenommen hat, und die Anregung zum Weiterstudium mag ja auch hoch angeschlagen werden, viel bedeutender aber für das Leben unsers ganzen Volks wird die Förderung des sozialen Gemeingeistes sein, der in den Berliner Wochen eine große Stärkung erfahren hat. Wer da weiß, welche wichtige Rolle herrschende Stimmungen im Leben der Völker spielen — mehr noch als im Leben des einzelnen —, der wird den Schwerpunkt der Berliner Kurse in dieser Richtung suchen, zumal da es sich nicht darum handelte, neue Stimmungen zu erzeugen, sondern vorhandne zu kräftigen und in einem Bewußtsein zu sammeln. Diese Stimmungen bewegen sich in zweifacher Richtung. Erstens wenden sie sich gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, die durch die Herrschaft des Kapitals eine moderne Sklaverei erzeugt hat, gegen die die antike wie eine Wohlthat erscheint. Zweitens neigen sie sich dem Sozialismus zu, einer Gesellschaftsordnung, die dem schrankenlosen Wettbewerb und dem rücksichtslosen Egoismus der einzelnen ein Ende machen will. Diese Strömungen mögen in ihrer mehr gefühlsmäßigen Auffassung dunkel genug sein, aber sie waren da und drängten nach Ausdruck. So hatten die Dozenten der Berliner Kurse einen unübertrefflichen Resonanzboden, der auf jede feine Anspielung, die sich in den genannten Richtungen bewegte, reagierte. Einer der Herren freilich bestrebte sich sichtlich, Wasser in den Wein zu schütten und einen übereifrigen Thatendrang mit dem Worte zu ersticken, „auf dieser elenden Erde sei ja überhaupt nicht viel zu bessern.“ Aber das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer Änderung der bestehenden Ordnung ist viel zu stark und viel zu allgemein, als daß es ohne weiteres aus der Welt zu schaffen wäre, es ist längst nicht mehr auf die sozialdemokratischen Kreise beschränkt. Das konnten die Berliner Kurse lehren.

Und noch etwas dazu. Die sozialistische Anschauung bekommt immer stärkern Zugang aus den Kreisen der Theologen. Das Beispiel des Herrn von Wächter wirkt offenbar ansteckend, sein Blatt, der Christ, erscheint jetzt schon wöchentlich. Bei den jüngern Geistlichen hat er die stärksten Sympathien, so viele Bedenken auch unter ihnen walten mögen, den Schritt des Glaubensgenossen nachzuthun, im

Herzen sind nicht wenige und nicht die unfähigsten auf seiner Seite. In der großen Volksversammlung, die in den Oktobertagen in den Germania-Sälen abgehalten wurde, hat er viele für sich gewonnen durch seine begeisterte Hingebung an die Idee des Christentums und sein freudiges Eintreten für sie, sodaß er von seinen Glaubensgenossen gefeiert, von einem seiner Parteigenossen freilich gelästert ward. Dieser bestritt, daß „Genosse“ von Wächter Recht habe mit der Auffassung, daß das Christentum eine Weltanschauung sei, mit der sich das sozialdemokratische Programm in wirtschaftlicher Beziehung vereinigen lasse. Die Sozialdemokratie bedeute eine Weltanschauung, und zwar eine materialistische. Da wäre dann freilich kein Platz für Herrn von Wächter. Man darf gespannt sein auf den Ausgang dieses Kampfes, der sich innerhalb der Partei entsponnen hat. Wird mit dem Grundsatz, die Religion sei Parteisache, Ernst gemacht, wird also damit die Weltanschauung frei gegeben, dann kann der schwäbische Theolog weiter das Evangelium in der Partei verkünden und für die Gedanken werben: Jeder rechte Christenmensch muß auch ein rechter Sozialist sein. Das Christentum ist die Religion der Armen und Bedrückten, also nicht unvereinbar mit dem Gedanken, die Armut wirtschaftlich zu befreien und die Raubbauern im Lande zu zerstören. Jesus war der Armut Freund und Parteiführer. Auch für heute ist er der soziale Befreier, der Messias der Zukunft. Der Ewige, Unsterbliche, Unbezwingliche durchstreift noch immer die Welt und wird sie durchstreifen bis ans Ende aller Tage. Aber er steht nicht auf Seiten der Konfessionen, die aus der Kirche ein weltliches Mittel gemacht haben, den Thron zu stützen, und nicht auf Seiten der Großgrundbesitzer, die dem Geistlichen gestatten, seine Füße unter ihren Tisch zu stellen, damit er die ihm anvertrauten Schafe in unterwürfiger Bescheidenheit und in gehöriger Ordnung halte.

Solche Gedanken liegen heute in der Luft. Seit dem bekannten Buch von Göhre, dessen Bedeutung in der Geschichte des evangelischen Sozialismus schon jetzt feststeht, setzen sie sich immer fester in den Herzen derer, die Gott mehr gehorchen wollen als den Menschen, die darnach streben, die Kirche von unwürdigen Banden zu befreien, und neues Leben in die erstarrten Glieder gießen möchten. Die Berliner Kurse haben die Teilnehmer bestärkt in diesen Gedanken, nicht sowohl durch die dort gegebenen Vorträge, die sich ja teilweise auf der gegebenen Linie nationalökonomischer Gelehrsamkeit bewegten, sondern durch den Geist der Gemeinschaft, der in Wechselrede, in gegenseitiger Unterstützung und Klärung die Gemüter belebte. Sehen viele Vertreter und Verteidiger der individualistischen Gesellschaftsordnung auf die Berliner Tage mit Mißtrauen hin, so haben sie ganz Recht. Die meisten freilich blicken verständnislos zu, denn sie wissen nicht, was im Volke vorgeht; ihre Augen sind mit Blindheit geschlagen.

So sehe ich die wahre Bedeutung der Berliner Tage nicht in dem Hören der Vorlesungen, sondern in dem Fühlen und Mitempfinden dessen, was das Volk jetzt vor allem bewegt; nicht in dem Zuwachs an Kenntnissen, sondern in der Kräftigung des Bewußtseins, daß der christlich-soziale Gedanke die Oberhand gewinnt, daß ihm die Zukunft gehört.

Damit soll natürlich die Tätigkeit der Dozenten nicht gering geschätzt werden. Sie bildete ja den Sammelpunkt der 500 eifrigen Hörer und oft den Ausgangspunkt der Gespräche. Einstimmig war man in der Anerkennung der Hingebung aller Dozenten an die gestellte Aufgabe. Freilich, die Lösung war sehr verschieden. Ein offnes Wort hierüber wird an diesem Orte nicht mißverstanden werden.

Die schwierigste Aufgabe, weil die abstrakteste, hatte ohne Zweifel Herr Geheintat Wagner übernommen. Er wollte seinen Zuhörern in acht Stunden die

Elemente der Nationalökonomie vorführen. Er erklärte gar bald diese Aufgabe für unlösbar, aber mit Unrecht, wie uns dünkt. Sie durfte freilich nicht mechanisch, sondern mußte chemisch gelöst werden. Ich meine, nicht in der Vorführung und Erklärung aus dem Zusammenhang gerissener Grundbegriffe und in dem Bestreben, möglichst vollständig zu sein, konnte die Lösung bestehen, sondern in der sorgfältigen Auswahl der die Gegenwart beschäftigenden Hauptbegriffe und der Darlegung ihres innern Zusammenhangs. Der vortreffliche „Grundriß,“ der den Hörern der Kurse eingehändigt wurde, giebt ein ausgezeichnetes Gerippe der Wissenschaft vom Standpunkte Wagners, aber dieses Gerippe einigermaßen mit Fleisch und Blut zu umkleiden, dazu würden statt acht Stunden acht Wochen gehören. So kam es, daß mancher von den Vorlesungen, von denen er sich von vornherein das meiste versprochen, vielleicht das wenigste hatte. Die Meisterschaft Wagners trat nicht in den Vorlesungen, sondern in der darauffolgenden Diskussion zu Tage, während andre, die sich durch geschicktere Anordnung und Bearbeitung des Stoffes auszeichneten, in der Diskussion zurückstanden.

Unter denen, deren Vorlesungen als besonders wirksam bezeichnet werden müssen, sind vor allem Professor Elster, Dr. Weber und Dr. Oldenberg zu nennen. Elster entwickelte die Systeme der Volkswirtschaft von den Merkantilisten an bis auf Fr. List. Er sprach überaus klar, greifbar, anschaulich. Die Darstellung der einzelnen Systeme glich fein abgerundeten Bildern, die in helle Beleuchtung gerückt waren. Der reiche Stoff war in pädagogisch richtiger Weise auf fünf Vorlesungen zugeschnitten. Auffallend war nur, daß Rodbertus keine Würdigung fand, während die französischen Utopisten längere Zeit in Anspruch nahmen, eine angenehme Unterbrechung allerdings, da sie vielfachen Anlaß zur Heiterkeit gaben. Neben Elster riefen Weber (Landwirtschaft und Agrarpolitik) und Oldenberg (Die deutsche Arbeiterbewegung) den größten Eindruck hervor, obwohl der letztere nur über ein schwaches Organ verfügt und sein Heft Wort für Wort ablas. Aber seine Charakteristiken von Lassalle und Marx waren an Feinheit und Schärfe der Zeichnung wahre Kabinettstücke. Von ganz andrer Art waren die Vorträge Webers: frisch, keck, zugreifend, ungemein anschaulich, die Kreide an der Tafel nicht verschmähend. Es war eine Lust, ihm zu folgen, auch solchen, die an Jahren schon vorgeschritten waren, und denen längeres angespanntes Hören leicht eine Last wird. Von den andern Dozenten, Professor Stieda (Gewerbepolitik), Dr. Rathgen (Handel), Rulmann (die deutsche Sozialgesetzgebung), ist ebenfalls nur Rühmlisches zu sagen, wenn sie auch nicht den Eindruck machten wie die genannten — einige vielleicht deshalb, weil sie sitzend sprachen und sich dadurch von vornherein einer größern Lebendigkeit und Frische begaben.

Die Diskussionen, die ich mit angehört habe, schlossen sich an die Vorlesungen Wagners und Elsters an. Den Hauptstreitpunkt bildete die Malthusische Bevölkerungstheorie. Hier trat ein scharfer Gegensatz zwischen den Geistlichen und den Nationalökonomien hervor. Die Geistlichen bekämpften die Lehre vom religiösen und sittlichen Standpunkte aus, die Nationalökonomien traten vom wirtschaftlichen und sittlichen Standpunkte aus lebhaft für sie ein. Der Kampf wogte stundenlang herüber und hinüber. Dinge der intimsten und der peinlichsten Art kamen zur Sprache. Und das Ergebnis? Das Problem ist nicht lösbar. Jeder einzelne muß das mit sich ausmachen. Überdies brauchen wir uns nicht die Köpfe unsrer Enkelkinder zu zerbrechen, denn die Erde hat noch Raum genug, die Erzeugung von Nahrungsmitteln kann ungeahnte Steigerung erfahren und — interim siet aliquid, was im Weltenplan Gottes eingeschlossen liegt. Für den Nationalökonomien

ergab sich jedenfalls die Nötigung, niemals die Fühlung mit dem sittlichen Bewußtsein zu verlieren, und wo dieses schwankend sein sollte, die eingeschlagne Richtung mit Gründen zu belegen, nicht nur eine ökonomische Psychologie, sondern ebenso eine ökonomische Ethik als Hilfswissenschaft der Volkswirtschaftslehre auszubilden.

Die Berliner Tage waren voll Anregung nach vielen Seiten hin, die Leitung und Anordnung des Ganzen tadellos. Möge eine Wiederholung der Kurse 1894 eine ebenso zahlreiche und andächtige Hörerschaft vereinigen.

Vom neuen Reichstagsgebäude in Berlin hatte ich bisher nur ein Urteil gehört. Es sollte aus hohem Munde stammen und dahin lauten, daß dieser Bau den Gipfel der Geschmacklosigkeit bedeute. Ich war daher sehr gespannt, welchen Eindruck ich als Laie davon empfangen würde. Es war ein glänzender Herbsttag, als ich aus dem Brandenburger Thor herausstrat und hinüber nach der goldgleißenden Kuppel mit der goldstrogenden Laterne schaute. Dann fielen mir noch zwei steinerne Ecktürme ins Auge, die im Sonnenschein wie Marmor leuchteten. Viel mehr sah ich nicht, da den untern und mittlern Teil des Gebäudes Bäume verdeckten. Die Gartenanlagen, so schön sie sind und so wünschenswert sie für Berlin sein mögen, machen die Architektur tot. Die gleiche Erfahrung macht man bei dem Anblick vom Königsplatz aus. Hoffentlich wird das Gebäude freigelegt, damit man es vom Sockel bis hinauf zur Kuppel frei aufsteigen sieht. Oder sollte es wirklich so abstoßend wirken, daß man es auch auf den beiden andern freien Seiten durch Pflanzung verbergen müßte?

Ich denke nicht. Was man zupflanzen müßte, das ist die Kuppel. Aber das geht leider nicht. Diese scheint mir allerdings eine unglückliche Schöpfung zu sein. Sie wirkt nicht monumental, erscheint viel zu sehr in sich hineingesunken und macht in ihrer Eisenkonstruktion etwa den Eindruck eines großen Gewächshauses. Die goldne Nachhilfe an Rippen und Laterne bessert nicht viel. Wer zum Brandenburger Thor heraustritt — von hier wird wohl meist der erste Eindruck aufgenommen werden —, meint, daß der Kuppelbau überhaupt nicht zum Gebäude gehöre, jedenfalls nicht organisch mit ihm verwachsen sei. Vom Viktoriapark aus, der uns mit seinen Wasserstürzen mitten aus der sandigen Mark in die Schweiz zaubern kann, erscheint die Kuppel allerdings als wundervolle Krönung des Ganzen, sie scheint, aus der Ferne betrachtet, förmlich zu wachsen. Aber es ist doch sonderbar, wenn Monumentalbauten so weite Entfernungen brauchen, um zu wirken. Bekanntlich hat die Reichstagsbaukuppel eine Geschichte. Auf dem ursprünglichen Entwurf sah sie, soweit ich mich erinnere, sehr stattlich aus. Sie erfreute sich einer gut entwickelten Trommel. Aber was ist aus dem preisgekrönten Entwurf geworden? Das bekannte Wort: *Habent sua fata* gilt nicht bloß von Büchern, man kann es auch auf Bauentwürfe ausdehnen. Bald wurde die Kuppel vorgezündet, bald wieder zurück — aber das schlimmste war, sie sank in sich zusammen. Warum, weiß ich nicht. Ob der Sitzungsaal tiefergelegt werden sollte? Vielleicht ist es aber überhaupt ein unlösbares Problem, einen Saal, in dem Redeschlachten geschlagen werden, der den Mittelpunkt parlamentarischer Arbeit bildet, nach außen hin durch einen monumentalen Kuppelbau zu kennzeichnen, der zugleich reichliches Licht auf die Köpfe der Parlamentarier fallen lassen soll.

Im St. Peter zu Rom kann man neben dem Grabmal des Heiligen in die Kuppel hinaufblicken, die sich in unendlicher Höhe über dem Beschauer wölbt; es ist ein herrlicher, erhabner Anblick. Er zieht den Blick in den Himmel hinein. Wer im Sitzungsaal des neuen Reichstagsgebäudes nach oben blickt, sieht eine

flache Glasdecke über sich. Denn was sollte hier auch der Blick in die ungeheure Eisenwölbung? Und was sollte erst aus den Stimmen unsrer Abgeordneten werden, wären sie auch noch so stark? Nein, das Einziehen einer flachen Glasdecke war wohl Notwendigkeit. Bedauerlich aber bleibt die Anlage des ungeheuern Lichtfanges darüber, der, von innen gesehen, zu keiner künstlerischen Wirkung benutzt werden kann und nach außen hin die Kraft und Schönheit des Ganzen beeinträchtigt.

Den stärksten Eindruck des Baues empfing ich bei der Nordansicht, über Eck vom Königsplatz aus. Da steigt er, ohne von Bäumen bedeckt zu sein, frei vom Straßenpflaster aus zur Höhe empor. Die Hauptfront, nach dem Königsplatz zu gelegen, ist jetzt noch nicht genießbar; sie erscheint ungemein gedrückt. Das wird sich wohl bessern, wenn die Bäume entfernt sind und das Haus sich frei zeigen kann. Aber ich gestehe offen, der Mittelbau, der an das Pantheon zu Rom erinnert, imponirt mir nicht; eher der Konstantinsbogen, der sich auf der Rückseite zeigt, natürlich abgeändert, und der die Reiterfiguren der beiden verstorbenen Kaiser tragen soll. Diese Erinnerung aber legte mir die Frage nahe: was ist denn eigentlich deutsch am Reichstagsgebäude? Was macht das Haus zu einem deutschen Parlamentshaus? Könnte es nicht ebenso gut in Paris, Petersburg, London oder Madrid stehen? Oder vielleicht am besten in Rom selbst? Nein, wird man mir entgegen, siehst du denn nicht die Reichsadler, die in Fülle ihre Fittiche breiten, die Wappen, die Kronen, die am Dachfirst stehen, und all die andre deutsche Zuthat? Ja freilich, sehe ich sie, aber es ist eben doch nur Zuthat, und eine nicht immer sehr schön wirkende. So erregte z. B. das mittelalterliche Wappengekröse in dem antiken Giebelfeld der Vorderseite nur meine Lachmuskeln. Darunter ist Platz für eine Inschrift gelassen, und damit auch Platz für den Berliner Wig. Das Originellste an dem Ganzen scheinen mir die Türme zu sein, die wirkungsvoll die Ecken flankiren. Vielleicht nach oben hin zu reich, wie überhaupt der Baumeister allen Einzelschmuck auf oben sparte, während die untern Teile sehr einfach gehalten sind, zu einfach, wie z. B. die Brüstungen vor den gewaltigen Fenstern des Hauptstockes, die Fenstertheilung u. a. zeigen.

Nicht verschweigen will ich, daß mir die Räume im Innern einen großen Eindruck hinterlassen haben, vor allem die Rotunde beim Haupteingang und der großartige Wandelgang, ebenso die Haupttreppenaufgänge, der Vorfaal des Bundesrats, die Sitzungszimmer und nicht am wenigsten die „Erfrischungsräume.“ Der Sitzungssaal wird die Größe des jetzigen haben. Am schlechtesten scheint mir der Reichskanzler weggekommen zu sein. Er verfügt nur über zwei einfenstrige Zimmer. Die Bürgermeister unsrer größern Städte sind ohne Zweifel dagegen fürstlich untergebracht. Sollte hier nicht noch eine Änderung möglich sein?

An einem sächsischen Bauernhaus in Siebenbürgen las ich einmal die Inschrift:

Wer da bauet an die Straßen,  
Muß die Leute reden lassen.

Da ich auch zu den Leuten gehöre, habe ich hier geredet, wie ich es auf Grund meiner Eindrücke thun mußte. Vielleicht wird mancher andre dadurch zum Widerspruch aufgefordert. Ich lasse mich gern belehren.

